

Neue Notizen

Gebiete der Natur- und Heilkunde,

aus dem

geformt und mitgetheilt
von dem Ober-Medicalrath Dr. v. Reimer, und dem Medicinalrath und Professor Dr. v. Reimer.

N^o. 487.

(Nr. 3. des XXIII. Bandes.)

Juli 1842.

Gebruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar. Preis eines ganzen Bandes, von 24 Bogen, 2 Thlr. oder 3 Rl. 50 Kr., des einzelnen Stückes 3 gGr. Die Tafel schwarze Abbildungen 3 gGr. Die Tafel colorirte Abbildungen 6 gGr.

Naturkunde.

Ueber die Entstehung, die Entwicklungsweise und das Vergehen der Blutkugeln.

Von Herrn A. Donné.

Man findet im Blute drei Arten von Partikeln: 1) die rothen oder Blutkugeln im engern Sinne; 2) die weißen erst in der neuesten Zeit gehörig studirten Kugeln; 3) die Erythrocyten.

Die rothen Kugeln sind in allen Arten von Blut abgeplattet; bei den Säugethieren kreisrund, bei den Vögeln, Reptilien und Fischen elliptisch.

Nur die elliptischen Kugeln bieten in ihrem Innern eine feste Substanz dar; in den runden läßt sich das Vorhandensein eines Kerns in der Mitte nicht nachweisen.

Durch die Berührung mit Wasser werden alle Blutkugeln in kleine sphärische Körper verwandelt, und diesem, den früheren Beobachtern unbekannten Grunde ist die von manchen der Letzten gehegte Ansicht zuzuschreiben, daß die Blutkugeln der Säugethiere eine sphärische Gestalt besitzen, und daß die der Vögel, zu der Zeit ihrer Entstehung im Embryo, ebenfalls sphärisch seien. Diese Gestalt ist nur secundär und ward durch die Einwirkung des Wassers herbeigeführt, dessen man sich zur Verdünnung des Blutes oder zum Präpariren des Embryo im Eie bediente.

Die ächten Blutkugeln der Säugethiere, d. h., die kreisrunden, lösen sich in Essigsäure auf, ohne einen Rückstand übrig zu lassen.

Die ächten Blutkugeln der Vögel, Fische und Reptilien sind in Essigsäure nur theilweise auflöslich; die innere Substanz oder der Kern widersteht der Einwirkung dieses Agens.

Alle Blutkugeln, zu welcher Form oder Classe sie auch gehören mögen, sind in Ammonium auflöslich und in Salpetersäure unauflöslich.

Nur, die eigentlichen oder rothen Blutkugeln scheinen aus einer plattgedrückten Blase zu bestehen, welche bei

den elliptischen Kugeln einen festen Kern und bei den runden eine Flüssigkeit enthält.

Die Anomalie, welche man rücksichtlich der Blutkugeln der Kameelfamilie nachgewiesen hat, bezieht sich lediglich auf die äußere Gestalt und keineswegs auf die innere Structur. Diese ist genau so beschaffen, wie bei den Blutkugeln der übrigen Säugethiere.

Die weißen Kugeln sind farblos, sphärisch, am Umkreise ein wenig gefaßt und wie gekörnt; sie sind in dem Blute aller Thiere vorhanden, und man kann sie mit dem Blute im Innern der Gefäße circuliren sehen. Sie existiren in weit größerer Anzahl, als man früher glaubte; durch Wasser werden sie zertheilt, durch Ammonium aufgelöst, durch Essigsäure zusammengezogen. Sie scheinen aus einem Hüllchen zu bestehen, das in seinem Innern drei bis vier feste Körnchen enthält.

Die Globuline-Körperchen sind kleine, nicht über $\frac{1}{100}$ Millimeter im Durchmesser haltende Körnchen, die in jeder Beziehung den Globuline-Kugeln des Chylus ähneln.

Bisher wußte man über die Entstehung, die Entwicklungsart und das Vergehen der Blutkugeln nichts. Aus meinen Untersuchungen hierüber ergibt sich nun Folgendes:

Die Blutkugeln sind nicht durchaus einander gleich und befinden sich nicht sämmtlich auf derselben Entwicklungsstufe. Sie widerstehen nicht alle in einerlei Weise der Einwirkung der chemischen Agentien, und aus der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften läßt sich erkennen, daß sie in verschiedenen Stadien der Entwicklung stehen.

Die Globuline-Kugeln rühren aus dem beständig in das Blut einströmenden Chylus her; sie treten zu drei und drei oder vier und vier zusammen und umhüllen sich, indem sie mit dem Blute circuliren, mit einer Eiweißschicht, so daß sie dann zu weißen Kugeln werden.

End in den weißen Kugeln einmal gebildet, so verändern sie allmählig ihre Gestalt; sie platten sich ab, färben sich, und die innere gekörnte Substanz wird homogen und löst

sich auf. Endlich verwandeln sie sich in Lichte oder rothe Blutkügelchen.

Die rothen Blutkügelchen haben theilweise ebenfalls nur eine vorübergehende Existenz. Sie lösen sich nach gewisser Zeit im Blute auf und bilden auf diese Weise die eigentliche Flüssigkeit desselben.

Gewisse Substanzen besitzen die Fähigkeit, sich durch directe Vermischung mit dem Blute unmittelbar in Blutkügelchen zu verwandeln.

An der Milch, welche, ihrer organischen Constitution, ihren Hauptbestandtheilen und ihren physiologischen Eigenschaften zufolge, die größte Ähnlichkeit mit dem Blute hat, läßt sich diese Umbildung ganz besonders gut nachweisen.

Die Einspritzung eines gewissen verhältnismäßigen Quantums von Milch in die Venen der Thiere hat in der That durchaus keine vererbliche Wirkung, und die Beschaffenheit der Kügelchen dieser Flüssigkeit gestattet, dieselbe überall zu verfolgen und zu erkennen.

Man sieht die unmittelbare Beobachtung, daß diese in die Gefäße eingespritzten Kügelchen sich direct in Blutkügelchen verwandeln, und zwar vermöge derselben mechanischen Umbildungen, durch welche die Globuline-Körperchen des Chylus in den Zustand von weißen Kügelchen und dann in den von rothen Kügelchen übergehen.

Der Milz scheint insbesondere die Function obzuliegen, diese Verwandlung zu bewirken; wenigstens findet man in diesem Organe die weißen weißen Kügelchen auf allen Stufen der Entwicklung.

Untersucht man die Circulation in den gefäßreichsten Organen, so erkennt man in feinerster Weise, daß die Blutkügelchen aus ihren Gefäßen treten, um sich mit den Organen oder den organischen Stoffen zu verbinden; allein der flüssige Theil des Blutes schwingt durch die Gefäßwandungen und ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, die wesentlich organisierte Flüssigkeit.

Endlich gedeihen und entwickeln sich die mit andern Substanzen als Milch ernährten jungen Thiere weit weniger gut, als die, welche die Milch ihrer Mütter genießen, und der Einfluß unpassender Nahrungsmittel kann sich bis auf eine deutlich bemerkbare fehlerhafte Veränderung der Gesundheit und sonstigen Verschlechterung der Blutkügelchen erstrecken. (Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des Sciences. Tome XIV., No. 10, 7. Mars 1842.)

Ueber das Gewebe der Milz.

Von Herrn Rourens.

Herr Rourens legte der Pariser Academie der Wissenschaften am 18. April dieses Jahres mehrere Abbildungen vor, welche mikroskopische Ansichten von dem Gewebe der Milz darstellten und nach den Präparaten des Herrn Bourgery gezeichnet waren. Sie gehören zu einem Werke, welches der Verfasser der Academie nächsten vorgelegt bekommt, dessen Hauptergebnisse er jedoch vorläufig in Nachstolendem darlegte.

1) Die Milz besteht aus zwei verschiedenen Apparaten, von denen der eine bläschenförmig, der andere drüsenförmig ist, die durch winzige Organe (organules) voneinander getrennt sind (seindées), und die einander durch die ganze Milz begleiten, indem stets ein Theilchen des einen Apparats neben einem solchen des andern liegt. Denkt man sich das ganze Organ in sechs gleich große Portionen getheilt, so würde der bläschenförmige Apparat etwa drei, der drüsenförmige etwa zwei und die Gefäße etwa eine dieser Portionen umfassen.

2) Wenn man aber auch der bläschenförmige Apparat ein größeres Volumen einnimmt, so ist dagegen der andere compacter, so daß das absolute Gewicht, oder die organische Masse beider ziemlich dieselbe seyn möchte.

3) Die beiden Apparate, der drüsenförmige und bläschenförmige, gleichen einander insofern, als beide aus einer Kette ohne Ende von einfachen Bildungsgliedern bestehen, welche durch die ganze Ausdehnung des Organs miteinander zusammenhängen.

4) Der bläschenförmige Apparat oder die ganze Kette der miteinander zusammenhängenden und durch Oeffnungen miteinander communicirenden Bläschen umschließt, außer den Milzvenen, welche den centraförmig geordneten Bläschen zugetheilt werden können, winzige Drüsen und das System von Nerven und Haargefäßen. Er erscheint, so zu sagen, wie ein großer taufelnförmiger Beutel oder eigentlich als ein langer Canal, der fortwährend im Bückzug gezogen und zur Erweiterung der Oberflächen mittelst Einschnürungen in unzählige kleine Höhlungen getheilt ist. Nach der Textur der Bläschen und der Beschaffenheit der darin enthaltenen Flüssigkeit, hat man sie als einen Apparat zu betrachten, in welchem das Blut verarbeitet wird.

5) Der drüsenförmige Apparat besteht aus den Drüsen und Gefäßen, welche, unfern Untersuchungen nach, zum sympathischen Systeme gehören. Er stellt sich nur deshalb als eine gewundene Kette von mit Schiebern versehenen Canälen dar, weil er zwischen den Blasen des bläschenförmigen Apparats liegt, welche letztere wegen der darin secretirten Flüssigkeit mit selbständigen geschlossenen Wandungen versehen seyn mußten. Man kann diesen Apparat, zusammengekommen, als eine gewaltige Lymphdrüse betrachten, deren Volum etwa $\frac{1}{2}$ derjenigen der Milz gleich kommt, und die in unzählige mikroskopische Drüsen zerfällt, welche durch Schnüren von derselben Substanz miteinander verbunden sind, sich durch den ganzen Umfang der Milz verbreiten und die Bläschen überall umgeben, so daß es scheint, als ob jeder der beiden Apparate seine Functionen nicht ohne den andern ausüben könne. Diese Ansicht wird übrigens auch dadurch bestätigt, daß die Lymphgefäße, welche von den Drüsen *) und dem Systeme von Nerven und Haargefäßen kommen, in den drüsenförmigen Apparat eintreten.

*) Des bläschenförmigen Apparats.

D. übertr.

6) Die Haargefäße besitzen in der Milz eigenthümliche Formen, durch die sie sich von der ihnen sonst im ganzen Circulationsapparate zukommenden Bildungsweise unterscheiden.

7) Die Venen bilden, vermöge der Texturveränderungen, die sie in der Milz erleiden, einen Theil des Gewebes dieses Organs und nehmen an dessen Functionen Theil.

Auch die Lymphgefäße erscheinen nicht nur als zum Fortleiten einer Flüssigkeit dienende Canäle, sondern zugleich als Organe, denen die Verarbeitung der Flüssigkeit obliegt.

Wir werden im Verlaufe dieser Untersuchungen sehen, daß die Modificationen in der Textur der Gefäße, vermöge deren letztere sich den Organen anpassen und an deren Functionen Theil nehmen, sich in sehr ausgebreiteter Weise im ganzen Organismus wiederfinden.

8) Die anatomischen Elemente der Milz sind bei allen Säugethieren dieselben. Indes sind in dieser Beziehung zwischen dem Menschen und dem Thiere immerhin bedeutende Verschiedenheiten vorhanden, welche mit andern Organen, z. B., die Lunge oder Nieren, nicht im gleichen Grade darzubieten scheinen. Bei der menschlichen Milz findet man in allen Einzelheiten die größte Genauigkeit, Vollendung und Vervollständigung, so daß, im Vergleiche mit derselben, die weit einfachere Milz der Thiere beinahe als rudimentär erscheint.

9) Was die erwähnte Aehnlichkeit zwischen der Milz und den Lymphdrüsen betrifft, so läßt sich auf der einen Seite, in Bezug auf die anatomische Structure, die Milz als eine gewaltige lymphatisch-sanguinische Drüse definiren, auf der andern aber auch eine in den allgemeinen Blutumlauf gezogene, so stark mit Blutgefäßen versehene Lymphdrüse gewissermaßen als ein Rosenkranz von kleinen Milzen betrachten, die über verschiedene Stellen des lymphatisch-sanguinischen Circulationsapparats vertheilt sind. Bei der Untersuchung der inneren Structure dieser Drüsen werden wir sehen, wie die rücksichtlich des drüsenförmigen Apparats der Milz in die Augen springende Gleichartigkeit jener drei Arten von Organen sich auch in Betreff des drüsenförmigen Apparats der Milz rechtfertigen läßt, indem die inneren Canäle der Lymphdrüsen derselben in der Organisation sehr nahe kommen. (Comptes rendus des séances de l'Ac. d. Sc. T. XIV., No. 17., 25. Avril 1842.)

Ueber die electrischen Erscheinungen des Zitterrothens.

Ausgezogen aus einer von Herrn Santebesi dem wissenschaftlichen Congresse zu Gien am 29. September 1841 vorgelesenen Abhandlung.

Die Pariser Academie der Wissenschaften drückte bei Gelegenheit der von Herrn Matteucci über den Zitterrochen angestellten Versuche *) den Wunsch aus, daß dieselben

den von den Physikern, welche dazu Gelegenheit hätten, wiederholt werden möchten. Ich theile ihr daher eine kurze Uebersicht der Versuche mit, die ich mit 36 dieser Fische (Torpedo Galvani) in den Jahren 1840 und 1841 angestellt habe. Bei meinen Experimenten wandte ich ein gewöhnliches Nebelisches Galvanometer an, wo die beiden Enden des Verbindungsdrahtes an zwei Platinablätter mit hölzernen Griffen gelöhlet waren.

1) Lebender Zitterrochen.

A. Ohne bemerkbare Entladungscontractionen.

a. Alle Strahlen des Zitterrothens sind, im Vergleich mit sämtlichen Punkten des Raumes, positiv electrisch.

b. Alle Punkte der Haut des Rückens, welche dem Kopfe des Fisches am nächsten liegen, sind, im Vergleich mit den entferntern, am Stärksten positiv. Dergleichen sind die dem Kopfe benachbarten Theile der Unterleibes stärker negativ, als die entferntern. Die Abweichungen betragen bei diesen Versuchen 5 bis 6°.

B. Auch bei der Entladung des Zitterrothens sind die Resultate der Art nach dieselben, aber die Abweichungen sehr bedeutend, was mit den von Herrn Matteucci erlangten Resultaten übereinstimmt.

Wenn der Fisch eine bedeutende Lebenskraft besitzt, so fängt man die Entladung, man mag nun einen Punkt des Körpers berühren, welchen man wolle; allein in demselben Maße, wie die Lebensfähigkeit abnimmt, beschränkt sich, wie Herr Matteucci richtig beobachtet hat, die Region der fühlbaren Entladungen auf die den electrischen Organen entsprechenden Stellen. Die Entladungen wiederholen sich so schnell mit sehr großer Geschwindigkeit, und alsdann sind, wie Herr Matteucci ebenfalls angegeben, die Abweichungen sehr bedeutend.

Die Beiden der Entladung lassen sich mittelst des Galvanometers erkennen, ohne daß die Platinablätter den Fisch unmittelbar berühren. Man bemerkt dieselben ebenfalls, wenn die Platinenden in das Wasser eintauchen, in dem sich der Zitterrochen befindet, oder wenn man die beiden Rücken des Fisches mit den Händen berührt. Alle diese Umstände bestätigen nur Dasjenige, was Herr Matteucci umständlich rücksichtlich der außerordentlich starken Verbreitung der electrischen Entladung des Zitterrothens ertrudt und in dem Archive des Herrn De la Rive (Bibliothèque universelle de Genève) mitgetheilt hat. Ich habe die von ihm erlangten Resultate, nach welchem der Fisch seiner Entladung eine beliebige Richtung nicht erteilen kann, überall richtig gefunden. Auf die Muskelcontractionen des Fisches erfolgen nicht in allen Fällen electrische Entladungen, was sich an matten Exemplaren sehr leicht wahrnehmen läßt, und woraus sich ergibt, daß die electrischen Organe nicht in der Weise fungiren, wie Volta vermuthete. Die Richtung der Entladung des Zitterrothens ist, selbst wenn die beiden Blätter des Galvanometers zwischen die Haut und die Oberfläche des electrischen Organes eingeführt sind, stets dieselbe. Auch diese Beobachtung verdankt man Herrn Matteucci, der sie neuerdings bestätigt hat.

*) Bergl. u. A. No. 135. S. 129, 8, B.

Nach Bloslegung des Gehirns des lebenden Bitterrohrs habe ich gefunden, daß die einzige Portion dieses Organs, die man nicht beseitigen kann, ohne daß die elektrische Entladung für immer aufhöre, der von Herrn Matteucci entdeckte elektrische Lappen ist. Meinen anatomischen Untersuchungen zufolge, ist dieser Lappen eine Anschwellung des verlängerten Marks, aus der die Nerven des fünften und achten Paares hervorgehen.

Sobald der Bitterrochen todt ist, nimmt die Strömung eine Richtung an, welche der während des Lebens des Fisches zu beobachtenden entgegengesetzt ist. Allein die Kennzeichen der Strömung sind dann sehr schwach, und um sie etwas erkennbarer zu erhalten, muß man die Blätter des Galvanometers zwischen die Haut und die Oberfläche der elektrischen Organe einstecken. (Comptes Rendus des séances de l'Acad. d. Sc. T. XIV. No. 13, 28. Mars 1842.)

Miscellen.

Hauptsächlich des Transports von mineralischen Stoffen durch verschiedene Flüssigkeiten mittelst Electricität trug Herr Andrew Croffe der Electrical Society in London am 17. Mai dieses Jahres höchst interessante Beobachtungen vor. Herr Croffe setzete Pfefentuben zur Consistenz von Kitt zusammen und brachte die Masse in ein Glas Kalkstein und eine Wuschel, das Ganze aber in ein Becken. Hierauf machte er eine Mischung von gepulvertem Sande und schwefelsaurem Eisen, die er über den Pfefentuben legte, und nachdem er das Becken mit Wasser gefüllt, ließ er Alles viele Monate lang stehen. Etwas Keimliches hatte er in der Natur beobachtet, nämlich Ruckeln und Kreben, welche mit einer Kruste von schwefelsaurem Kalk überzogen waren. In der Hoffnung, dasselbe Resultat auf künstlichem Wege zu erlangen, ward dieser Versuch angestellt, und wirklich fand Herr Croffe, daß die Wuschel und der Kalkstein an Gewicht verloren und sich um beide Crystalle von schwefelsaurem Kalk bildeten. Herr Croffe ist fest überzeugt, daß zwar viele mineralische Producte ihre Entstehung der directen Einwirkung elektrischer Strömungen verdanken, dennoch aber die meisten von ähnlichen Processen, wie der vorstehende, durchdringen, indem nämlich durch die langsame und fortgehende Thätigkeit der elektrischen Brennstoffe und Anziehung verschiedene Partikeln der Körper sich aneinanderheften. Nur darin wich dieser Versuch von dem Raturspecie ab, daß das Gefäß, in welchem derselbe angestellt wurde, nicht porös war. Bei dieser Gelegenheit machte Herr Croffe die für die Electropneumatische Bemerkung, daß der Niederschlag unter der Einwirkung des Bodensandes sich weit schneller in porösen Gefäßen bildet, so daß das schwefelsaure Kupfer langsam durchfiltriren kann. Hierauf beschrieb er, unter Anderem, einen Versuch, wo ein Sovereign dremittelst eines ähnlichen Processes, wie der beschriebene, in maßigem Warme abgeformt wurde, und bei einer andern Einrichtung des Apparats ward ein mit dem positiven Pole der Batterie in Verbindung stehendes Glasröhrchen vorgeordnet. Der Versuch ist fest davon überzeugt, daß sich alle Mineralien, selbst Gesteine, durch Electricität darstellen lassen. Die Versen hält er für nichts weiter, als durch Electricität verhärtete abwechselnde animalische und mineralische Schichten. „Bei einem der Versuche ward eine außerordentlich schöne Gruppe völlig ausgebildeter Acazi entwickelt, deren Entstehungsart noch immer ein Hauptgegenstand der Untersuchungen des Herrn Croffe ist.“ (London, Kalab, und Dublin Philos. Mag. July 1842.)

Ueber Lichtbilder in der Finsterniß entzähle ich Schreiben des Hrn. A. v. Humboldt an Hrn. v. Rittern in Wien. „Das Wunderbarste der neuen Physik sind Moser's (in Königsberg) nur noch unvollkommen bekannt gewordenen Versuche: Lichtbilder in Finsterniß hervorzuwirken. Auf eine mit vielen gravirten Figuren versehene Achatplatte wurden schmale Silberstreifen gelegt und diese auf die Silberplatte so, daß die Entfernung zwischen den beiden Oberflächen $\frac{1}{2}$ Linie betrug und ein bequemes Hin- und Hergehen erlaubt. Als nach einigen Stunden die Silberplatte in die Luftpumpen gebracht wurde, zeigte sich ein deutliches Bild aller auf der Achatplatte befindlichen Figuren. Diese Versuche geschehen in tiefer Finsterniß. Wenn zwei Körper hinreichend gedehnt werden, so bilden sie sich aufeinander ab. Jeder Körper ist als selbstleuchtend zu betrachten, auch da, wo unsere Sphäre nicht erzeugt werden. (Voggendorff's Annal, Bd. 56.)

Heilkunde.

Ueber das Opiumrauchen der Chinesen.

Von G. S. Smith, Esq.

Der Westminster Medical Society zu London am 12. Februar 1842 von Dr. J. Johnson mitgetheilt.

Zubereitung des Opiums zum Rauchen. — Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Opiumrauchens. — Verfahren beim Rauchen. — Beschreibung eines Rauchlabens. — Wirkungen des Opiums auf den Raucher. — Einfluß des Gebrauchs auf die Gesundheit, Kraft und Lebensbeschaffenheit des Chinesen. — Anmerkung des Dr. Johnson.

Pulo Penang in der Straße von Malacca.

Die große Verbreitung dieses Kastens auf der Insel Pulo-Penang und den benachbarten Inseln und Küsten.

den, sowie die beinahe vollständige Unmöglichkeit, dasselbe, wenn man sich ihm einmal ergeben, sich wieder abzugewöhnen, eröffnet der ostindischen Compagnie eine unverfügbare Erwerbsquelle, da jene das Monopol aller den Betrag einer ganzen Kiste nicht erreichenden Quantitäten Opiums, sowie des Areaks, Sirih, Toddy, Bang und anderer berauschenden Getränke ausübt. Der jährliche Durchschnittsertrag dieses Monopols, oder dieser sogenannten „Pacht-Einkünfte“, betrug in den letzten zehn Jahren 4,822 Pf. Sterling. Außerdem wird eine gewaltige Quantität Opiums eingeschmuggelt. Zur Bereitung des sogenannten Tschandu (der zum Rauchen angewandten Composition) bedient sich der Pächter mehrertheils des Opiums von Benares, wegen dessen Schwere und Wohlfeilheit; allein die Raucher geben dem von Patna den Vorzug, weil dasselbe besser riecht und dabei stärker und nachhaltiger wirkt.

Das Tschandu (Chando) wird folgendermaßen zubereitet. Zwei Kugeln sind diejenige Quantität, die man auf einmal bequem verarbeiten kann. Der weiche innere Theil der Opiumkugel wird aus derselben herausgenommen und die harte Rinne in welchem Wasser gekocht, dann aber durch einen Kattunlappen gefiebt. Die Flüssigkeit läßt man in einem breiten Gefäße abrauchen und schäumt dabei alle an die Oberfläche steigenden Unreinigkeiten ab. Ebenso verfährt man mit dem aus der Kugel genommenen weichen Theile des Opiums, und nachdem man Alles miteinander vermengt und bis zur Consistenz eines Teiges abgedampft hat, breitet man es in dünne Kuchen aus, die man, sobald sie erkaltet sind, in dünne Streifen schneidet. Diese werden dann geprügelt, abermals in Wasser aufgelöst und abgedampft, und endlich zu Kugeln verarbeitet, welche sich ziemlich wie Schiffspeck ausnehmen. In diesem Zustande eignet sich das Opium, welches nun wenigstens die doppelte Kraft des rohen hat, zum Rauchen. Das einmal gerauchte Tschandu hat seine Kraft nicht gänzlich eingebüßt, sondern wird aus dem Pfeifenstengel genommen und heißt nun Tei-Tschandu (Tye-Chando) oder Opium-Dreck. Man macht daraus Pillen, welche von Leuten, die dem Tschandu-Rauchen nicht reich genug sind, genossen werden.

Auf Penang rauchen die Chinesen, Malaien und einige wenige, andern Nationen angehörende Individuen, namentlich die dort geborenen Portugiesen, Opium. Man hat berechnet, daß von den Chinesen 10 Proc., von den Malaien $2\frac{1}{2}$ Proc. und von den übrigen Eingeborenen 1¹ Proc. dem Rauche ergeben sind. Die ärmern Classen rauchen in den eigens zu diesem Zwecke eingerichteten öffentlichen Läden, die reichen dagegen in ihren Privatwohnungen. Der Gebrauch beschränkt sich fast durchaus auf Personen männlichen Geschlechts, und nur wenige lächerliche Weibspersonen nehmen an demselben Theil. Ein angehender Raucher ist nicht im Stande, täglich mehr, als 5 bis 6 Gran zu consumiren, während alter Praecii bis 290 Gran verbrauchen.

Die Ursachen, welche auf die Verbreitung dieses gräulichen Laßers unter den Chinesen hinwirken, sind: 1) deren außerordentlicher Hang zur Geselligkeit und Ueppigkeit. In China hat jeder Wohlhabende in seinem Hause einen elegant möblirten Saal, in welchem er seine Freunde mit Tschandu u. c. bewirthet. Dort wird Jedem eine Pfeife angeboten, und so nehmen Viele aus Neugierde oder Höflichkeit einen verderblichen Gebrauch an, den nur Wenige je wieder los werden können. 2) Gestatten Eltern ihren Kindern diesen Genuß, vermuthlich, um sie von nach abschließlichen Laßern abzuhalten, zu denen wohl kein Volk auf Erden größere Neigung hat, als das Chinesische. 3) Ergeben sich sehr viele Jünglinge dem Opiumrauchen aus dem, angeblich durch die Erfahrung bewährten, Glauben, daß dadurch das Vergnügen bei der Befriedigung des Geschlechtstriebes erhöht und verlängert werde. Dennoch giebt Jedermann zu, daß die Opiumraucher weit früher impotent werden, als andere Leute. 4) Dient der Opiumlaßer bei schmerzhaften und unheilbaren Krankheiten, bei körperlichen und geistigen Leiden aller Art, bei Unglücksfällen in Han-

delsgeschäften oder andern Calamitäten, als ein Zufluchtsstätte, wo sich der Unglückliche, wenigstens auf kurze Zeit, aller Schmerzen, irdischen Sorgen und geistigen Qualen entziehen und eines unbeschreiblich angenehmen Gefühls von Unbekümmertheit um Alles in der Welt theilhaftig werden kann. Die Malaien glauben fest und fest, durch das Opiumrauchen erlangen sie einen übernatürlichen Muth und eine unbewindliche Körperkraft, daher sie, so oft sie irgend eine vorzeigliche That beabsichtigen, die Opiumpfeife zur Hand nehmen.

Man kann sich keinen edelmüthigen und keltstärkern Ort denken, als ein solcher Rauchladen es ist. Die Locale sind von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends offen, und in jedem befinden sich 4 bis 12 Bettstellen von Bambusrohr, auf denen schmutzige Matten und Kattan's liegen. Oben an jeder Bettstelle steht ein schmaler hölzerner Sessel, der als Kissen dient, und mitten in dem Laden brennt eine kleine Lampe, die zum Anbrennen der Pfeifen dient und durch die eteliche Speluoke ihr düstres Licht verbreitet. Auf einem alten Tische erhebt man einige Laffen und einen Thekessel, nebst einem Waffetrage, deren sich die Opiumraucher nach Belieben bedienen. Zur einen Seite der Thüre sitzt der Unterpächter oder Schenkwirth mit Tschandu, Pfeifen u. c. zur Bedienung seiner Kunden. Der Raum ist mit Rauch und vielen andern Dämpfen erfüllt, die den Geruchenern eines Europäers höchst widerlich sind. Die Pfeife besteht aus einem Rohre und einem Kopfe; ersterer aus hartem, schwerem Holze, ist 14 Zoll lang, hat $3\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, und ist von dem Mundstücke bis zum Kopfe, wo sich eine Art von Raps zum Sammeln des Tei Tschandu befindet, durchbohrt.

Die Raucher gesellen sich mehrentheils paarweise zusammen und liegen auf den Betten, während ihr Kopf auf dem hölzernen Sessel ruht. Sie geben auf folgende Weise zu Werke. Zuerst steckt einer der Rauchbrüder ein Stück Tschandu an die Spitze einer kurzen eisernen Nadel, brennt dasselbe an der Lampe an und hält es an die kleine Oeffnung des Kopfs, welche mit dem Rindluche einer Hinte viel Aehnlichkeit hat. Nachdem er einige Züge gethan, reißt er die Pfeife seinem Gefährten, welcher sineserits ein Stück Tschandu an der Lampe anzündet, und so fahren sie fort, abwechselnd zu rauchen, bis sie zufriedenstellt sind, oder kein Geld mehr haben, um von der berausenden Substanz zu kaufen. Den Rauch läßt man immer durch die Nase ausstreichen, und alte Raucher giehen ihn sogar in die Lunge, bevor sie ihm die Freiheit gönnen.

Während des Rauchens sind die Leute anfangs geschwäbig und im lebhaftesten Gespräche begriffen; allein wenn das Opium stärker wirkt, hört die Unterhaltung auf, und der Raucher bricht dann oft über die geringfügigste Sache oder ohne alle erkennbare Ursache, welche wohl lediglich in dem durch die aufgetragene Phantasie veranlaßten vorerzählbaren Idrengänge zu suchen ist, in ein lautes Gelächter aus. Im nächsten Stadium wird das Gesicht des Rauchers völlig nichtsagend, bloß und eingefallen, so daß er dem eines Fieber-Reconvalescenten gleicht. Er liegt, wie todt, da und

verfällt in einen tiefen Schlaf, welcher 4 bis vier Stunden dauert. Der Puls ist dann weit langsamer, weicher und kleiner, als vor dem Genuße des Opiums. Auf diese Weise gestalten sich die Dinge bei dem Chinesen fast ohne Ausnahme. Bei dem Malaien verhält sich die Sache dagegen oft ganz anders. Statt vor dem tiefen Schlafe in eine allgemeine Abgeschlagenheit zu verfallen, wird der Malale häufig furchtbar heftig und steiflich, so daß Morde bei diesen gräßlichen Drogen nicht selten vorkommen.

Man bedient sich des Tschandu auch zum Völlen zum Selbstmorde, wozu man es, wegen seines starken Geschmacks und Geruchs, zum Vergiften Anderer nie anwendet. Durch das Rauchen des Tschandu in noch so starken Dosen scheint nie der Tod plötzlich herbeigeführt zu werden. Hat man in dieser Form eine ungewöhnlich starke Quantität Opium genossen, so erfolgen Kopfschmerz, Schwindel und Ekel, die sich nach dem Erbrechen wieder allmählig verlieren.

Hat sich Jemand einmal das Opiumrauchen angewöhnt, so hält es äußerst schwer, daß er diesem Laster widersteht. Jedes hat man doch viele Beispiele, wo es der Willenstärkste gelungen ist, über die böse Gewohnheit Herr zu werden. Unter solchen Umständen ist es sehr gefährlich, sich einem Opiumladen zu nähern, da der Geruch des Tschandu eine ungewöhnliche Begierde nach dessen Genuß erweckt. Auch darf man das Opiumrauchen nicht plötzlich aufgeben, ohne irgend ein Surrogat an dessen Stelle treten zu lassen, weil daraus die gefährlichsten, ja tödtlichen Folgen entspringen würden. Das beste Surrogat ist die Tinctur von Tei-Tschandu (welche etwa 1/2 der Stärke des Tschandu selbst besitzt), welche mit Lamsu oder Reisbranntwein bereitet wird, und von der man immer kleinere Dosen nimmt, bis man sich dieselbe ganz abgewöhnt hat.

Durch lange Fortsetzung des Opiumrauchens wird die Gesundheit und Moralität des dem Laster ergebenen Menschen, namentlich wenn er einer der niederen Volksklassen angehört, untergraben und gestört, und arme Opiumraucher treten vor keinem Verbrechen zurück, durch dessen Begehung sie sich die Mittel zur Fortsetzung ihrer Angewohnung zu verschaffen hoffen.

Die Hospitalär und Armenhäuser sind größtentheils mit Opiumrauchern gefüllt. In einem der letztern, das unter meiner Aufsicht stand, waren im Durchschnitt 60 eingeborne Patienten und unter diesen 50 Opiumraucher. Die schädlichen Wirkungen dieser Gewohnheit auf den menschlichen Organismus äußern sich auffallend durch Stumpfheit, Verlust des Gedächtnisses, allgemeine Schwächung der geistigen Kräfte, Abmagerung, Kraftlosigkeit, Blässe des Gesichtes, Blauwerden der Lippen und Augenlider, Mattheit und Glanzlosigkeit der Augen, und Abmagerung oder krankhafte Veränderung des Appetits, indem der Patient fast nichts genießen will, als Confect und Zuckerröhrchen. Des Morgens sehen diese Geschöpfe wahrhaft jämmerlich aus, und der Schlaf scheint sie in keiner Weise erfrischt oder gestärkt zu haben. In der Nacht fühlen sie eine außerordentliche Kälte und ein Brennen, welches sie zum abermaligen

Opiumrauchen antreibt. Thun sie dies nicht zur gewöhnlichen Zeit, so stellen sich Hinfälligkeit, Schwindel, Stumpfheit, Augentriefen, sowie bei Wunden im völlig wachen Zustande unwillkürlicher Saamenausfluß ein. Enthalten sie sich des Opiumrauchens gänzlich, so treten noch weit bedeutendere Symptome ein; das Gefühl der Kälte über den ganzen Körper, heftige Schmerzen in allen Theilen; Durchfall und sehr heftige geschliche Empfindungen und, wenn der Genuß des Giftes versagt bleibt, der Tod.

Man hat allgemein bemerkt, daß die Kinder der Opiumraucher schwächlich, krüppelig und gleichsam abgelehrt sind. Uebrigens scheint es nicht, als ob die wohlhabenden Chinesen denen übrigen nichts abgeht, in Folge des Opiumrauchens weniger lange leben, wozu dieses Laster den Armen so außerordentlich verberbtlich wird. Ich habe viele Personen gekannt, die 60, 70 und mehr Jahre alt geworden sind, obwohl sie über dreißig Jahre lang dem Opiumrauchen vollständig ergeben gewesen waren. Bekanntlich war der jetzige Kaiser von China selbst viele Jahre lang ein leidenschaftlicher Opiumraucher; allein durch die Festigkeit seines Willens gelang es ihm, sich des Lasters zu entwehren, und seitdem verfolgt er dasselbe mit unerbittlicher Strenge an Andern. Er verhängte die strengsten Strafen über die Käufer, Verkäufer, Einfuhrer und alle diejenigen, die sich mit dem Opiumhandel in irgend einer Weise befaßten, und da Alles nicht anging, so setzte er die Todesstrafe auf das Opiumrauchen. Was man auch zu Gunsten des Opiumhandels und gegen die Politik und Gerechtigkeit des Kaisers von China vorbringen mag, so bin ich doch gemeinhin überzeugt, daß er bei seinen Verordnungen das wahre Wohl seiner Unterthanen im Auge hatte und ein Kaiser auszuweisen gedachte, welches den Körper, den Geist und die sittliche Würde der ihm Ergebenen zugleich gestört. Dagegen handelte die Regierung (die Beamten), nach ganz andern Grundsätzen, auf den eigennützigsten, fristigen, geldgierigsten Motiven. Es ist notorische Thatfache, daß viele, ja wohl die meisten zur Verhinderung der Einfuhr und des Einschmuggels des Opiums bestellten Beamten selbst Opiumesser und Opiumraucher sind und folglich den Händlern durch die Finger sehen und sich von ihnen mit Opium oder klingender Münze bestechen lassen. Man weiß jetzt genau, daß in vielen der südlichen Provinzen des Chinesischen Reichs selbst der Opiumbau in sehr ausgedehntem Maßstabe betrieben wird, ohne daß die Localbehörden denselben zu hindern suchen, und wahrscheinlich, ohne daß der Kaiser je etwas davon erfährt. Die Neigung zum Opiumrauchen ist in China so allgemein und so unabwehrlich geworden, daß auch die blutdürstigste Gesetzgebung dieselbe nicht mehr zurückdrängen vermag. Auf Yunnan haben die höchsten Böhle die Opiumgier nur vermehrt und, was das Schlimmste ist, die Zahl der Mordthaten, die begangen werden, um die Mittel zur Anschaffung des Giftes zu erlangen, auf's Vierfache erhöht.

Bemerkung des Dr. J. Johnson

Vorstehender Aufsatz ward der Gesellschaft theils wegen seines interessanten und größtentheils neuen Inhalts, theils

aber auch deshalb vorgelegt, weil ich einige practische Rathschläge an denselben zu knüpfen gedachte.

1. Wird man, meines Erachtens, zugeben, daß der Chinesische Gebrauch, Opium durch Rauchen und Einathmen zu genießen, die eigenthümlichen depressirenden Wirkungen dieses narcotischen Giftes in höherem Grade und schneller zu Wege bringt, als wenn man dasselbe in den Magen einführt.

2. Läßt sich, meiner Ansicht nach, kaum bezweifeln, daß diese Wirkungen hauptsächlich, wo nicht durchaus, durch das Nervensystem und nicht durch die Verdauungsweg, Absorption und Circulation veranlaßt werden.

3. Scheint es nicht, als ob das gelegentliche oder vorübergehende Opiumrauchen der Constitution nachtheiliger oder gefährlicher sei, als das Essen von festem oder aufgelöstem Opium. Ich glaube vielmehr, daß Jenes weniger schädlich wirkt und die Functionen des Magens, Darmcanals und der Leber weniger stört, als wenn das Gift unmittelbar in den Verdauungstrakt eingeführt wird.

4. Der zur Gewohnheit gewordene übermäßige Genuß des Opiums, bei welchem dasselbe offenbar den Körper vergiftet, giebt keinen Grund gegen dessen gelegentliche Anwendung als Arzneimittel ab.

5. Giebt man die Folgerichtigkeit obiger Bemerkungen zu, so sehe ich nicht ein, weshalb wir das Chinesische Verfahren beim Einathmen des Opiumrauchs bei gewissen Schmerzhafte und gefährlichen Krankheiten, wo die gewöhnliche Anwendung des Opiums sich nicht genügt oder für die Functionen der Verdauungsorgane störend zeigt, nicht nachahmen sollten. Offenbar läßt sich durch in den Magen eingeführtes Opium nur sehr selten jener tiefe Schlaf und jene Unempfindlichkeit gegen alle körperliche und geistige Reize herbeiführen, welche sich, wie wir eben gesehen haben, durch das Einathmen des Opiumrauchs und dessen directe Einwirkung auf das Gehirn und die Nerven erreichen lassen. Liege sich also das Chinesische Verfahren nicht bei Tetanus, Wundstich, Gefäßschmerz, heftigen Krämpfen und andern sehr schmerzhaften Krankheiten in Anwendung bringen, gegen welche das auf die gewöhnliche Weise genommene Opium wenig vermag?

Die verschiedenen Morphinepräparate ließen sich aus einer gewöhnlichen (schönem) Tabackspfeife leicht rauchen, und man würde dadurch die stärksten Wirkungen binnen sehr kurzer Zeit zu Wege bringen, ohne daß die Medicin wieder ausgebrochen und dadurch deren Einwirkung auf das Gefühlvermögen und das ganze Nervensystem verhindert werden könnte. (The Lancet, Febr. 19., 1842.)

Ueber künstliche Climate.

Von J. Jeffery.

Zur Behandlung chronischer Lungenkrankheiten und acuter Affectionen der Luftröhre zeigt Jeffery zunächst die Wichtigkeit der unmittelbaren Application durch Einathmung von Arzneimitteln, welche ohne merklich unangenehme Störungen eingeathmet werden können. Die atmosphärische Behandlung solcher Krank-

ten. Er weicht daher von den Inhalations-Apparaten des Dr. Corrigan und Dr. Williams ab, hält auch das Verfahren des Esquien, in einem kleinen Zimmer die Luft durch Verdampfung des Sphagnum mit dem Aethermittel zu schwängern, nicht für vollenkommen geeignet. Er schlägt dagegen vor, mittelst eines luftdichten Vorhangs einen Theil des Krankenzimmers von 4 bis 5 Fuß abzutheilen, in welchen Raum der Kopf des Kranken hineinragt, während der Körper sich in dem Krankenzimmer befindet, wobei weiches, wasserdrichtes Zeug um den Hals herum befestigt werde, an welchem eine Halte angebracht sein muß, welche die sich nicht schlagenden Feuchtigkeit ableitet, damit der Hals nicht naß werde. Der geschlossene Raum kann durch Querverände wiederum für den Kopf jedes einzelnen Kranken abgetheilt werden. Jede solche Abtheilung sollte nicht weniger als 200 Kubfuß halten, obwohl die künstliche Atmosphäre beständig zu erneuern ist, indem man sie oben einströmt und unten herauszieht. Wäre die Abtheilung nicht geräumig, so würde ein unangenehmer Zug zu fühlen sein. Um diesen zu vermeiden, wäre zu empfehlen, daß man die Luft durch ein kaltes Dreß des Zimmers oder ein Zeit von offenem Canalis hindurchdrücke, dadurch wird sie vertheilt und kann reichlich erneuert werden, ohne bemerkbaren Zug zu veranlassen. Die Atmosphäre muß durch einen Apparat bereitet werden, welcher feuchte Luft aus den Augen durch Zerknügen einleitet, welche durch mehrere immer feuerwerdende Waage geschlossen sind, um alle mechanische Beimischungen der Luft abzuhalten. Die Wichtigkeit dieser Vorrichtung wird hier einsehen, der den Luftcirculationsapparat von Herrn Oldham in der Stadt von England sehen hat. Die Ringe der Unreinigkeiten der Luft, welche durch einen solchen Apparat abgesehen werden, ist erscheinend, und es muß jedem Aelte Hiar sein, wie wichtig es ist, Lungenkranke vor dem Einathmen dieser Beimischungen zu bewahren.

Der Apparat muß noch eine Vorrichtung haben, um einen Theil der zu geringsten Luft zu einem nöthigen Temperaturgrad (unter 50° R.) zu erwärmen und einen andern Theil der geringsten Luft in kaltem Zustande hinzuzubringen, und zwar in solchem Verhältniß, daß die entsprechende Temperatur verlangt und die Feuchtigkeit aus der heißen Luft niederschlagen wird, um einen warmen Nebel zu bilden. Durch den letzten Theil des Apparats können auch Temperaturerwartungen vermindert werden, welche durch ungleiche Wirkung des Heizapparats eintreten sollten. Diese gemischten Ströme reiner Luft haben eine zu hohe Temperatur und müssen nun auch durch die Wölken eines sehr kalten Reges aus diesen Baumwolldecken durchgehen, welches zuvor durch Kochen in einer kalten Mischung von allen fettigen Theilen befreit ist, damit es umgebend Wasser absorbieren könne. Ein solches nefformiges Zug giebt Feuchtigkeit sehr bequemer an, und hat eine so herrschende capilläre Wirkung, daß, wenn der untere Mund in Wasser taucht, ist die ganze Fläche, d. h. der einseitige Nahrung 4 Fuß hoch feucht gehalten wird. Diese Methode des Feuchtmachens der Luft ist besser, als die, wenn man die heiße Luft aus über heißes Wasser hindurchleitet, oder, wenn man Dampf einströmen läßt, indem bei beiden letzten Arten entweder zu wenig Feuchtigkeit oder zu viel Hitze in den Raum gelangt. Dieses feuchte Reg wird auch noch den Vortheil haben, aus der eintretenden Luft Theilchen zu entfernen, welche durch die trockenen Filterrahmen aus Gaze nicht zurückgehalten wurden, oder von der Feuchtigkeit angezogen werden; es weichen dadurch auch manche Gase condensirt werden, von denen die Feuchtigkeit den größten Theil und das verbleibende Wasser den kleinen Theil zurückhalten würde. Würde man mehrere solche feuchte Reg hintereinander anwenden, so wäre man sicher, die Feuchtigkeith der Luft bis zu dem Punkte zu bringen, daß die Staubstoffe in Staubform verwandelt werden. Auf diese Weise hat jedenfalls die eindringende Luft den gehörigen Grad Feuchtigkeit und erhält die für den Respirationserguss erforderliche Temperatur, je nach Umständen zwischen 8 bis 50° R., was bei feuchter Luft in hinreichender Specimen liegt. Auf gleiche Weise könnte man jeden beliebigen Grad von Feuchtigkeit gewinnen, wobei entweder nach Bedürfnis in den Lungen flüssiger, oder nicht mehr oder sich geben kann. Es ist hier die Aufgabe, nicht eine feuchtigste feuchte

Atmosphäre anwenden zu können, sondern auch eine, in welcher Bläschen niederschlagenden Dampfen, also warmer Nebel enthalten sei, so daß der absorbirenden Lungenfläche Feuchtigkeitharge boten wird, während die Exhalationsfläche nicht abgeben kann. In dieser Beziehung läßt sich insofern vor der Hand noch kein sicherer Urtheil fällen, denn wenn wir berücksichtigen, wie verschieden die Wirkung der Äther bei geringen Temperaturverhältnissen sei, so läßt sich schon a priori behaupten, es sei nothwendig, zur Erweiterung der vorgeschlagenen Behandlung noch eine Reihe von Experimenten anzustellen, aus welchen man alarmirende Regeln erst ableiten könnte. So möchte es bei symptomatischen Fiebern nicht schonenwerth erscheinen, allmählig die Wärme der zu respirirenden feuchten Luft zu vermindern, damit der Ueberfluß an ätherischer Wärme entfernt werde. Auf diese Weise könnte man allmählig zu Temperaturgraden gelangen, welche pöthlich, oder in Form eines Zugwinds auf keine Weise zu erlangen wäre. Dies ist jedoch nur Vermuthung; zweckmäßiger wäre es vielleicht, die Körperoberfläche kühl zu halten, während man eine warme Luft einathmen ließe. Zu diesem Zwecke ist es von Wichtigkeit, den Raum, in welchem der Kranke atmet, von dem, in welchem der Körper liegt, zu trennen, damit Lungen und Haut verschiedenen Atmosphären ausgesetzt werden können; häufig ist eine warme Fomentation eines entzündeten Theiles sehr beruhigend und wohlthätig, während ein allgemeines Bad von derselben hohen Temperatur das Fieber heftig steigern würde. Außerdem kann durch Beförderung der Exhalation auf der Hautfläche auch die Absorption auf der Lungenfläche befördert werden, besonders bei beschädigter Antimonialbehandlung. Wie entzogengezeigt wird nicht die Congestion gegen die Lungenflächen mit febrichter Congestion über Gefäße, welche die sympathische Thätigkeit der Haut nur dazu beiträgt, erhöhte noch mehr auszureizen. Wer will, z. B., läugnen, daß bei Geopie die hier vorgeschlagene Behandlungsweise von dem günstigsten Einflusse sein würde, wenn man während des ganzen acuten Stadiums die Luftwege des kleinen Kindes reichlich und ununterbrochen mit einer reinen und gesättigt feuchten Atmosphäre in Verbindung bringen würde.

Die atmosphärische Behandlung acuter Lungenkrankheiten, von diesem Standpunkte aus betrachtet, würde einen sehr wichtigen Gegenstand weiterer Untersuchung abgeben, obwohl hier nur einige der wichtigsten Punkte berührt worden sind. Versuche mit der künstlichen Atmosphäre würden gewiß wichtige Wirkungen geringer Veränderungen des künstlichen Clima's nachweisen, wenn dieselben stet und gleichmäßig einwirken. Wie mächtig würden nicht Mittelveränderungen und locale Luftfeuchtigkeit auf den Verlauf der Krankheiten ein? (London med. Gaz., March 1842.)

Miscellen.

Acute Inflammation der Lungen zeigte Dr. Stokes in mehreren Präparaten der anatomischen Gesellschaft zu Dublin vor.

Der Verlauf vor dem Tode characterisirte sich durch die Symptome der Pneumonie, jedoch mit der Eigenthümlichkeit, daß dieselbe nicht durch die gewöhnliche Behandlungsgenüge zu mildern war. Nach dem Tode fand sich nicht das gewöhnliche Aussehen frischer Exsudationen an den Lungen, sondern diese waren grau, außerordentlich glatt, nicht blutend beim Einschnitt, nicht mehr, kurz ohne die Merkmale acuter Hepatisation nach Pneumonie; überließ sich keine Spur von Empyem in der Pleura, überhaupt kein Symptom der Pleuritis. Ähnliche Fälle sind Dr. Stokes mehrere vorgekommen, welche alle Dr. Corrigan's Anhalt befähigten, das es einen Zustand der Lungen gebe, wo alle Zeichen der Pneumonie vorhanden seien, aber die antipneumonischen Mittel keine Heile leisten; die Patienten vertragen weder Aether noch Blutegel, noch irgend eine Art von Blutentziehung, das Erbrechen ist nicht durch Mercur zu mildern. Der eine Fall war von einem Kinde, der andere dagegen von einem Manne, welche mehrere Jahre in Indien gewesen war, dort an der Leber gelitten haben sollte, und nach seiner Rückkehr nach England von einer Lungenentzündung befallen worden war. Bei der Behandlung bekam er eine festige Mercurialsalivation; alle angewendeten Mittel bewirkten keine Milderung, und der Tod erfolgte am achten Tage der Krankheit. Die Lunge war ebenfalls fest, schwer, saftlos, wie nach einer chronischen Pneumonie, welche Monate lang gebauert hatte. Es war keine Spur einer feinen Hepatisation zu bemerken, und die Lungensubstanz war weicher körnig, noch mehr, noch überhaupt zerbrechbar; auch fand sich keine Spur von Empyem in der Pleura. Die Krankheit scheint also acute Inflammation von der gewöhnlichen Pneumonie unterscheiden werden zu müssen, und Dr. Stokes betrachtet die Untersuchungen dieser Formen als etwas Neues in der Pathologie, da auch die Symptome beider Krankheitsformen ganz verschieden sind; characteristisch scheint ihm der Mangel des expectirenden Geräusches, welches bei jeder Pneumonie der Hepatisation vorausgeht. (Dublin Journ., March 1842.)

Neue Kuhpockenlymphe in der Königl. Impfst. anstalt zu Berlin. Die Königl. Impfst. anstalt zu Berlin ist wiederum von genuiner Kuhpocken-Lymphe gekommen (in den letzten zehn Jahren zum neunten Male), welche am 28. v. M. aus den in einem Dorfe der Ulster mark eigentümlich herrschenden Kuhpocken gesammelt und bereits mit dem besten Erfolge auf Kinder übertragen ist. In dem Dorfe selbst, so wie in dessen Umgegend, sind zur Zeit wieder vorläufige Krankheitsformen unter den Menschen, noch Epizootien anderer Art, z. B., Mäuse oder Kanarienvögel (bei der von dem Untere zeichneten persönlich angestellten Untersuchung), vorgekommen, mit welchen das Erscheinen dieser Kuhpocken in Genuß-Verbindung gesetzt werden könnte. Die Direction der Anstalt ist erbitet, wenn die Impfst. anstalt des An- und Auslandes von dieser neuen Kuhpockenlymphe auf franskierte Annehmungen zu übersehen, in der Voraussetzung, daß die dieselbe gewünschte Mittheilung über die Gracchnisse der Impfung nicht ausbleiben werde. Berlin, 15. Juli 1842. Dr. Bremser.

Bibliographische Neuigkeiten.

Traité de chimie pathologique, ou Recherches chimiques sur les solides et les liquides du corps humain dans leurs rapports avec la physiologie et la pathologie. Par S. D. Hérissier. Paris 1842. 8.
Histoire du Somnambulisme chez tous les peuples, sous les noms divers d'extases, songes, oracles et visions; examen des doctrines théoriques et philosophiques etc. Par Aubin Gauthier. Paris 1842. 8.

Du cancer du rectum et des opérations qu'il peut réclamer, parallèle des méthodes de Littre et de Caillien pour l'anastomose. Par A. Vidal (de Cassis). Paris 1842. 8.

De la Gastrite et du régime alimentaire dans les maladies aiguës et chroniques des organes de la digestion; de l'emploi du musc dans la pneumonie et des constitutions médicales. Par Ar. Padieu. Chateaubriant 1842. 8.